

# Literaturblatt.

Unter Verantwortlichkeit von **Dr. A. Diezmann.**

Leipzig, den 15. October 1843.

## Schiller's Heimathjahre.

(Schluß.)

Mit der Auidenz auf Solitude beginnt das lebendige Interesse der trefflichen Schilderungen. Von den Mauern des Schlosses wird nicht bloß der Hohenasperg, auch Hohenneuffen und Hohentwiel, zwei andere große Zwingburgen im kleinen Lande, werden ersichtlich. Es könnte auffallen, daß nicht auch das Irrenhaus mit der Zwangsjacke von dem großen Menschen-erzieher zu seinen principielle Anstalten gezählt wurde. In- dessen trieb man die Zöglinge schon auf den Festungen bis an die Grenze der gesunden Vernunft. Auf Hohentwiel saß auch Moser, der deutsche Rechtslehrer, ferner Oberst Rieger, der uns später, nachdem seine Erziehung vollendet, als Comman- dant des Hohenasperg wieder begegnet, und im Druck gestählt, selbst einer der härtesten Zuchtvögte geworden ist. Einen Hang zum Pietismus merkt man Allen an, die in jenen Strafanstal- ten zu Menschen dressirt wurden. Selbst der edle Schubart, der gewaltige Reder, der seiner Zeit die Journalistik wie ein ehelicher Götz von Verkümpfen trieb und mit eiserner Faust schrieb, ist im Käfig nicht frei geblieben von düstern Anfechtun- gen. Wir finden ihn zuerst in der Reichsstadt Ulm, als Musi- kus und Redacteur der „Chronik.“ Er liest in Concerten Klop- stock'sche Gedichte vor und zieht zu Ehren eines Bach und Graun gegen die italienischen Musiker zu Felde, denen er eine Cantate von Trabuschki vorspielt und in ihrer Bewunderung des Con- stants sie bittet, den Namen des Verfassers rückwärts zu lesen, wo sich denn zu ihrer Beschämung sein eigener Name ergibt. Trefflich ist die Scene im Gewirt des Wirthshauses, wo Schu- bart unserm Koller einen Aufsatz dictirt. Koller war vom Herzoge abgeschickt, ihn zu warnen, denn er hatte in seinem Blatte leichtsinnig den plöglischen Tod der Kaiserin Maria The- reisia verkündigt, während sie zu Wien im besten Wohlsein lebte. Gleich darauf aber hatte der rücksichtslose Mann eine Klage über die so häufige Kinderlosigkeit so vieler deutschen Fürstenhäuser erhoben und unter diesen auch Württemberg mit dem Bemerken genannt, darüber lasse sich mehr denken als sagen. Der Herzog ließ ihn hinterlistig vom Gebiete der freien Stadt Ulm locken und auf seinem eignen Grund und Boden verhaften. Meister- haft ist diese ganze Charakteristik Schubart's und die Darstellung

erreicht in der Scene seiner trostlosen Wuth auf der Festung ihren Gipfel. Die ganze Schilderung des Lebens auf Hohenas- perg ist vortrefflich. Koller selbst hat eine Commission des Her- zogs schlecht besorgt, verliert seine Lehrerstelle an der Karlschule und soll in der pädagogischen Anstalt, wo Schubart sitzt, zur Vernunft kommen. Der Zufall will es, daß der Dichter der Fürstengruft sein Wandnachbar wird. Durch eine Oeffnung unter dem Ofen sehen sich Beide mit einander in Verbindung. Dann und wann sehen sie sich auch in den Freistunden. Beim ersten Anblick des genialen Mannes erschraak Koller. Das war nicht mehr der humoristische Feuerkopf von Ulm, der auf die Gewalthaber rhythmische Flüche donnerte und mit dem Pritsch- holze gegen die Böllerei in den Klöstern zu Felde zog. Aufge- dunsen, sieht: so tritt Schubart äußerlich vor ihn hin. Sein Witz ist lahm geworden, die Flügel seines Geistes sind geknickt und die geheime Submission, zu der er sich bekennt, hat er sich nach und nach, um ein Freisündchen zu erbetteln, ange- lernt. Dieser gebeugte Riese ist ein Ergebnis der pädagogischen Studien auf dem Hohenasperg. Durch Belohnungen und Stra- fen war der unglückliche Dichter der pietistischen Propaganda in die Arme geliefert. Er beklagte den Verlust eines größeren Gedichtes, das man ihm unter der Drohung entrißen, ihn an den eisernen Ring in der Wand zu schmieden, falls er solch weltliches Zeug zu dichten fortfahre. „Der verlorene Sohn“ war das untergegangene Erzeugnis seiner Muse betitelt, und Koller erfährt, der Stoff sei dem Schicksale seines Vorgängers im Gefängnisse entlehnt gewesen dem durch eine abscheuliche Familienintrigue sein dortiger Aufenthalt bereitet worden. Wie ihm Schubart die Begebenheiten erzählt, sieht man wohl, daß ihnen unverkennbar die Züge der Brüder Karl und Franz Moor zu Grunde liegen.

Somit sind wir abermals auf Schiller gewiesen, auf dessen Jugendleben und Jugenddichtung alles im Buche hinausläuft. Schubart aber ist eine so hervorragende Gestalt darin, und des- sen Zeichnung eine so gelungene, daß der Roman füglich nach ihm so gut wie nach Schiller den Titel führen könnte. Der Schluß des Romans läßt den unglücklichen Märtyrer freilich noch auf der Festung. Erst später, wissen wir, im Jahre 1787 wurde er auf Commando des Herzogs freigelassen. Schubart war nach Sprache und Schwung seiner Phantasie ein deutscher

Pindar, ein Vorläufer Schiller's. Sein Geschick flößt uns eine doppelte Theilnahme ein, weil der große Held unseres nationalen Denkens und Fühlens, Schiller selbst, nur eben so vorbeistreift an demselben Loos, wie ein eingekerkelter Adler, dem man die Flügel gebrochen, langsam hinzustechen. Die Flucht rettete ihn und der Genius, der über Deutschland wachte, erhielt uns den Stolz und den Hort unserer nationalen Zuversicht. Wir sehen Friedrich Schiller zuerst als Schüler in der Karlschule, wie ihm bei Tische vor dem Herzoge eine verwegene Rede entwischt, wie er den Clavigo spielt und durch sein colossales Geberdenspiel beinahe das ganze Stück umflößt. Als dem geistig Bevorzugten in der Schule ward ihm die Hauptrolle zuertheilt; aber sein ungehebriges Pathos drohte alle Scenerie, alle Gesellschaftsordnung, in denen sich der feine Dialog des Göthischen Stückes hält, zu zerreißen. Im wilden Handgemenge seiner Action verschiebt sich ihm die Perrücke und sein rothes Haar schillert zum Ergötzen der Zuschauer hervor. Von Göthe's Person ist auch in der Karlschule die Rede. An der Seite des Herzogs von Weimar betrat er die Anstalt und es ist ergreifend, wie seine Erscheinung auf den zehn Jahre jüngeren Schiller wirkte. Hermann Kurz macht uns wenigstens dies glaublich. „Ein schöner, stiller junger Mann“ — schildert ihn der Dichter der Räuber — „mit dem Siegel Apollo's auf der Stirne, mit dem Prometheusfeuer in den Augen. Man sah ihm gar nichts Wildes, Sturm- und Drangmäßiges an; er wurde feuerroth, als einer der Redner eine Stelle aus seinen Werken citirte. Ich hätte ihm an den Hals fliegen mögen. Ach, wie beneidete ich ihn! nicht weil er geehrt unter den Großen und Vornehmen stand, sondern weil er, noch so jung, die Welt frei beschauen durfte, an der Seite seines Fürsten und Freundes auf Abenteuer ausreitend. Jetzt bin ich selbst in dem Alter, wo er schon so viel erlebt hatte, und wenn ich daran denke, möchte ich durch die Bände brechen!“

Sehr grotesk und zugleich ergötlich ist die nächtliche Scene, wo Koller seinen geliebten Schüler mitten im Schlaftaale beäugt, wie er eine Scene aus Karl Moor declamirt, sich durch sein Pathos in feurige Begeisterung setzt und in diesem Strome des phantastischen Ergusses einige Monologe seines Helden dichtet. Später sehen wir Schiller als Regimentsmedicus auf der Parade, im Weinhaue und mit seinen Gefährten, den Stiftern, die sich, hier und dahin zerstreut, doch immer wieder zusammensinden. Er war ohne Urlaub nach Mannheim, wo man seine Drama spielte, entwischt, und der Herzog hat eine Drohung gegen den „undankbaren Schüler“ fallen lassen. „Man verlangt Dankbarkeit von mir,“ bricht der Dichter in Zorn aus, „eine Conventionsmünze, die sich in gemeinen Händen immer reichlich vorfindet. Es ist wahr, die Welt kann mir Verpflichtungen vorhalten, und ich werde sie vor der Welt nicht ablängen. Hier aber, wo wir allein sind, läßt mich's doch einmal, diese Verpflichtungen vor mein Tribunal zu ziehen, und Ihr sollt meine Geschworenen sein. Man hat mich in einem Alter, wo ich noch nicht fähig war, über meine Bestimmung nachzu-

denken, aus den Träumen meiner Kindheit herausgerissen, man hat mir, ohne mich zu fragen, ohne einen Blick in die magna charta zu werfen, die Gott in meine Wiege gelegt hat, die Gnade der Erziehung zu Theil werden lassen. Was heißt das? Es heißt mit andern Worten, man hat den Kigel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, die berühmte Kaferei, Menschen zu dreheln, an mir ausgeübt. Ob das bei mir gelungen ist, — ich glaube es nicht ganz; ob ich mich aber je so weit wieder erholen werde, daß ich wieder meine ursprüngliche, von Gott empfangene Menschennatur gewinne, die ich gratis und ohne unterthänigste Dankagungsschreiben mit auf die Welt gebracht habe, das weiß ich nicht. Schon der erste Versuch war ein Eingriff in mein heiligstes Palladium, aber es blieb nicht dabei: man hat mit meiner Berufsneigung wie mit Würfeln gespielt. Meine unmittelbarsten Rechte hat man mit Füßen getreten und durch neunjährige Dressur mich zu der Puppe gemacht, welche jezt Regimentsfeldscheerer und Creatur der fürstlichen Gnade heißt, und wenn ich diese Fesseln, mit denen man mich behangen, abschütteln will, wie man Morgens beim Erwachen einen absurden Traum abschüttelt, so nennt man das eine Undankbarkeit!“ — Mich dünkt, Kurz hat den Ton getroffen, in dem wir uns die Jünglingsgestalt unseres Schiller in einer donnernden Rede voll Zorn und Freiheitslust denken. Der Herzog aber, der Mann der Perrücke, des Lineals und des Corporalstocks, ist und bleibt wenig erbaut vom Genie seines Zögling's. Das tolle Pathos in den Räubern hat sogar den Kopf einer jungen Dame verbrocht, die plötzlich aus dem Institut entschwindet und im Schwarzwalde unter Zigeunern herumirrt. Der Herzog schickt ihr den Koller nach, der sich dann auch lange in der Irre herumtreibt und uns unter anderem in ergötlichen Schilderungen die kärgliche Idylle eines schwarzwälder Pfarrers mit seiner ländlichen Ehehälfte beschreibt. Andere Partien im Buche, die der Erfindung des Verfassers zur Gestattung überlassen blieben, sind entweder zu breit, oder weniger geglückt. Ueberall, wo das Buch den Charakter des Remoirenromans festhält und der Verfasser das aus mündlicher Ueberlieferung alter Zeitgenossen jener Periode Zusammengetragene mit getreuem, emsigem Pinsel lebendig macht, erhalten wir höchst dankenswerthe, vortreffliche Bilder aus dem Leben. Wenn Immermann in seinem Münchhausen Westphalen, Alexis-Häring in seinem Cabanis die Mark Brandenburg im Laufe des vorigen Jahrhunderts treffend in Bildern wiedergaben, so hat auch Kurz mit nicht geringem Geschick schwäbische Geschichten geliefert und unsern vaterländischen Volksroman mit Glück angebaut.

### Ein Schloß am Meer.

Dieser Titel versetzt uns in das Gebiet der Romane, wir glauben den Harfenklang der Umland'schen Poesie zu hören. Inzwischen ist es ein Roman in zwei Bändchen, von Levin

Schücking, was uns mit diesem Anfluge entgegentritt. Wir folgen dem Erzähler an den Strand der Nordsee, an die Dünen der ostfriesischen Küste. Hier wird kein Romanzenton laut, keine Genien flattern hier in der Luft des schönen südlischen Wehagens, kein sanfter West mit seinem Hauch voll Glück und Seligkeit. Hier gehen Gespenster um, lichtscheue Kobolde, nebelbeuchte Schattenbilder. Die Ballade sitzt hier auf nackter Klippe, der Schrei der Möve begleitet ihr schrillendes Lied und in den Schiffstrümmern am Ufer wird es beim Takt der schlagenden Welle wie Hüßeruf Verunglückter lebendig. Und die düsteren Mauern der alten Dietburg sind so unwirlich wie der Strand, so erbarmungslos wie das tobende Meer, ja so tückisch fast wie der Wirbelwind, der mit den Schiffen sein Spiel treibt. Der alte Baron, der Herr der Beste, übt das Strandrecht. Und um jeder Zeit seinen Fang recht voll und sicher zu machen, hat er sich gleichsam einen heimlichen Magnet erfunden, der die Schiffe, die landen wollen und den Hafen in der Nähe suchen, trüglisch hieherzieht und sie an der Düne stranden läßt. Der alte Raubherr hat sich auf der Zinne seines höchsten Schloßthurmes eine hellleuchtende Maschine errichtet mit Spiegelwänden, die ein künstliches Licht auffangen und weit hinaustragen über's Meer. Im Lande hat sich das Gerücht verbreitet, er treibe bei Nacht dort oben geheime Kunst, um die Bahn der Sterne oder den Stein der Weisen, das Geheimniß der Goldmacherei, zu finden. Hier und da aber flüstert sich das Landvolk zu, die Feuer säule locke wie ein verrätherischer, falscher Leuchtturm die Schiffe heran, und des Seemanns Fluch klebt an den finstern Thürmen und seinem tückischen Fackellicht. Wenn die Schiffe dann in wilder Sturmnacht scheitern, dann eilt der Alte mit seinen Dienern auf den Ruf der Verunglückten herbei, rettet was zu retten ist, führt die Nackten in sein Schloß und bringt die Waarenballen der reichen Kauffahrer in die nahen Felsenkeller der Burg. Er beherbergt die Armen, aber er übt an ihrem Gut unerbittlich sein Strandrecht. Vor den Thränen der Beraubten, vor dem Weheruf der Verzweifelten bleibt er stumm und taub, seine Reifigen sind im Raubhandwerk geübt, hinter den Mauern verhallt manche allzu dreiste Klage, und selbst die Tochter, die um die nächtlichen Ritterthaten des Vaters weiß und den Dienst, den er Verunglückten leistet, in seiner ganzen Schmach kennt, wird wie eine Gefangene im finstern Nest gehalten. Ein tiefer Groll gegen die ganze Menschheit führte den Alten zu dieser Tücke, die er an Einzelnen verübt, welche ihm der Zufall, schändliche List und die Barbarei des mittelalterlichen Herkommens in die Hände liefert. Auf der Tochter liegt der Fluch der Mitwisserschaft, und der Zwiespalt zwischen Kindespflicht und Empörung gegen die Schandthaten der Nacht treibt sie zur Verzweiflung. Die Zeit, in die uns der Erzähler versetzt, ist keine mittelalterliche mehr, er führt uns in das vorige Jahrhundert. Der Matrose hofft, Englands Kanonen würden die Dietburg einmal zerstören. Schließlich aber rottet sich das Landvolk zusammen, stürmt die Mauern und legt die feindlichen Thürme in Brand und Asche.

Dies ist die Sage in ihrem schließlichen Verlauf, wie sie dem Romane zu Grunde liegt. Stoff und Boden, Personen und Umgebung, alles stimmt zur Ballade und würde im richtigen Rhythmus von unzweifelhafter Wirkung sein. Die Erzählung in ungebundener Rede hebt indes die Balladenstimmung, die der Stoff giebt, nicht auf; Levin Schücking entwickelt die Sage zu einer festen geschichtlichen Wirklichkeit, wie sie der Roman verlangt, und hält das düstere Geheimniß des alten Raubherrn mit seinen schauerlichen Eindrücken sehr geschickt im Hintergrunde des ganzen Gemäldes. Der Roman freilich will mehr geben als bloß ein stehendes Bild; wir verlangen von ihm die Geschichte der Personen, die in der Ballade zu einer Gruppe zusammentreten. Und so giebt uns denn Schücking die Familienschicksale der Dietburge als den ausgedehnten Stoff seiner Darstellung. Es ist eine Reihe von Novellen, in welche der Roman zerfällt. Jede hebt ganz auf anderem Plage an, und führt unsere Aufmerksamkeit, indem sie uns ablenkt, scheinbar irre; wir folgen nicht ohne Sträuben der Willkür des Verfassers, der immer ganz entlegene Fäden anspinnt, schließlich uns aber wieder zu dem Gewebe der Familiengeschichte hinführt. Zu Anfange macht uns die Erzählung in einer alten Stadt des Reichs heimisch, die mit ihren gothisch-germanischen Thürmen und gegiebelten Häusern eben so charakteristisch ist als der Hofgerichtsamtöverwalter, in dessen steifer, altnobischer Umgebung wir zunächst festgehalten werden. Sein Enkel, der in der Dressur bei dem alten Sonderling zu einem echten Sohne Altdeutschlands heranwächst und doch seine Schwingen für die weite Welt bald flügge fühlt, ist die Figur, an welcher wir den bindenden Faden für die einzelnen Novellen haben. Seine Neigung zu einer schönen stolzen Nachbarin ist besonders anmuthig geschildert. Dies Idol erster Liebe wird dem Knaben entzogen. Die Dame wird die Gattin eines fremden Barons, der an der Nordsee heimisch ist, und mit Schloß Dietburg verläuft diese Episode in den dunklen Schooß der Familiengeschichte. Die zweite Novelle führt uns directer mit dem Abenteuer eines Reisenden auf die fabelhafte Burg. Eine Nacht des Sturmes entwickelt uns dann das Gewerbe des Schloßherrn und zeigt uns in lebendigen Farben eine jener eben so gewaltfamen als erlisketen Raubscenen am Strande. Paul, der junge passive Held des Romans, geht nun auf die hohe Schule, auf die Wanderschaft, kommt nach Salzburg zum Bruder seines Großvaters, einem Prälaten, zu dessen Umgebung ein junger Mönch, Namens Dietburg, gehört. Dieser mit seinem Berufe bis zum Wahnsinne zerfallene Mensch verweist uns nach seinem ganzen Wesen ebenfalls auf ein gräuliches Verhängniß, das schon über seine Geburt schwebte. Ein neues Gemälde eröffnet sich uns ferner in der Mitte einer französischen Emigrantenfamilie. Deren Bedürfnisse führen uns zu neuen Gruppen, in deren Verschlingungen der Dichter Alfieri mit seiner abenteuerlichen Wandergeschichte zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Mittelpunkt abgiebt. Diese Episode vor allen bedurfte füglich einer selbstständigen Entwicklung, sie ist nach den von Schücking nur

Skizzenhaft hingeworfenen Stoffen und Begebnissen viel zu reich, um so nebenbei zu ihrem Rechte zu gelangen. Gehörig ausgeführt würde sie als eine in sich fertige Erzählung mehr Geltung gewinnen. Den Vorwurf eines verschwenderisch verthanen Reichthums will ich weiter dem Roman nicht machen, vielmehr ist die Gebrängtheit des Stoffes, der sich zu einem Convolut von Vielerlei zusammenballt, ein Fehler, der auf das Gegentheil schließen läßt. Der Calcul des Verstandes hat das Gewebe des Romans allzu erfinderisch angelegt und mehr Entwicklungen, Gruppen und Scenen herbeigezogen, als die Poesie des Gemüthes bewältigen und gehörig verbrauchen konnte. Wo wir auf etwas Skizzenhaftes stießen in der Production von heute, da können wir sicher annehmen, zwischen Erfindung und Ausführung fehle die Eintracht, die den eigentlichen Poeten macht, dessen Phantasie nicht mehr erschwingt, als sein Verstand erkennen, sein Gemüth mit Wärme pflegen kann. — Schücking hat sich binnen kurzem in der Lyrik, im Aufsatz, im Märchen, in der geschichtlichen Scenerie, fast gleichzeitig versucht. Ueberall begegneten wir einem tiefen Gemüth, einer schönen Wärme dichterischer Begabung; aber nirgends ist der ganze Poet in ihm fertig, noch sein Wesen nach einer Seite hin ausgebaut. Es mag aber schwer sein, so vielgestaltig auf mehreren Punkten zugleich sich entwickeln zu müssen. Dies Zeitalter zwingt fast zu dieser Vielseitigkeit, bei der aber die Harmonie der Ausbildung selten früh erreicht wird. So außerordentliches Talent für den Roman Schücking in diesem seinen Werke uns verbürgt, so ließen sich doch diejenigen Scenen, die vollständig von ihm durchlebt, durchathmet und durchgearbeitet sind, nur als einzelne aufzählen. Das Gerippe des Romans ist mit sehr viel kluger Speculation angelegt, die Fäden fein verschlungen und der Knoten mit seiner Spannung gehörig geschürzt und entwirrt. Aber weil das Ganze nicht sorgfältig getragen und gehegt zu sein scheint, so entspricht nur auf einzelnen Punkten die Ausführung der Erfindung. Erfinden kann auch der raffinierte Kopf, ausführen nur der Dichter. Jener zeigt uns Möglichkeiten, die aber wie Schattenspiel an der Wand leblos bleiben, bis die Kraft des Gemüthes diesen Wesen Seele giebt und sie mit Leben, mit Blut und Fleisch begabt. Ueberall aber, auch wo Schücking uns Crayonstriche unterschiebt, während wir Delibilder verlangen, überall gewinnt er uns durch die Gewalt eines schöpferischen Gefühls, durch den Tiefinn eines dichterischen Geistes.

Wir haben unsern Leser bei Alfieri verlassen, dessen interessante Lebensschicksale uns der Roman allzu flüchtig entwickelt. Diesem Poeten der italienischen Tragödie, — so ergiebt sich dann weiter — wird die Geschichte eines Deutschen als möglich brauchbarer Stoff zu einem Theaterstücke mitgetheilt. Es ist dies die Jugendgeschichte des alten Herrn auf der Dietburg. Ob seine Abenteuer, Leiden und Freuden, hinlängliche Motive zu seiner späteren Entartung sind, mag sich der geneigte Leser

selbst zu beantworten suchen. Ich will ihm hier die Antwort schuldig bleiben. Die Frau und die Tochter des Alten erscheinen unserem Paul auf seinen Streifereien bald hier, bald da in geheimnißvollen Gestalten. Die Leidenschaft seines Herzens führt ihn endlich auf das Schloß am Meere, wo sein Schicksal ein Genüge und alle Räthsel ihre Lösung finden.

## Feuilleton.

Deutsche Literaturgeschichte. Von Dr. Rinne, Oberlehrer am Gymnasium zu Zeitz, erschien (in 2 Bdn. gegen 900 S.) ein in vieler Hinsicht vortreffliches Handbuch zum Studium der deutschen Literaturgeschichte. Es stellt sich dem Stofflich reicheren und gründlicheren Werke von Gerwinus an die Seite, ergänzt dieses und führt die Entwicklung des literarischen Deutschlands ohne Vorurtheil und Beschränktheit bis auf unsere, an Talenten arme, aber an Gedankeninhalt bedeutende Gegenwart fort. Gerwinus' pragmatischer Materialismus hat für sich seine Geltung und soll nicht dadurch geschmälert werden, wenn wir Dr. Rinne im Raisonement bedeutender, geistvoller, freier, und des gegenwärtigen Standpunktes deutscher Interessen in Religion, Wissenschaft und Literatur kundig nennen. Freilich überwiegt bei ihm die Gewandtheit in der Reflexion die sachliche Darstellungsfähigkeit. Rinne nennt sein Buch eine innere Geschichte unserer Literatur. Er will vielleicht damit den Uebelstand beseitigen, wonach Literaturgeschichte so oft wie eine äußere historische Wissenschaft kühl und nüchtern abgehandelt wird. Sonst hat die Literaturgeschichte so viel Innerlichkeit als Aeußerlichkeit. Geist und Gemüth unseres Volkes äußert sich eben in ihr und hat in ihrer Entwicklung seinen Leib und seine Wirklichkeit.

Literarische Neuigkeiten. Von Heinrich König steht ein zweibändiger Roman „Veronika“ zu erwarten. Er hat seinen Stoff in der Mitte der heutigen Gesellschaftswelt. — Ernst Willkomm kündigt ein Jahrbuch aus dem Leben der deutschen Bauern an, mit Beiträgen von Joseph Ranke, dem Verfasser des Buches „Aus dem Böhmerwalde.“ Von Ranke erscheint ein Roman „Vier Brüder aus dem Volke.“

Von Heyse's allgem. verdeutschendem und erklärendem Fremdwörterbuch erscheint abermals eine durchaus verbesserte, vermehrte und in größerm Formate ausgestattete Ausgabe, die etc. Dieses treffliche Werk ist jedem Gebildeten wegen seiner praktischen Brauchbarkeit und wissenschaftlichen Bearbeitung aufs Beste zu empfehlen.